

PATRICIA CORNWELL
Totenbuch



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Ein kleiner Junge liegt in der Kühlkammer von Dr. Kay Scarpettas Labor in Charleston. Sein toter Körper wurde in einem abgelegenen Sumpf nahe der traditionsreichen Südstaatenstadt gefunden. Keine Mutter, kein Vater, niemand scheint das Kind zu vermissen. Scarpettas Untersuchungen beweisen, dass er in den sechs Jahren seines kurzen Lebens schwer misshandelt wurde, aber seine Identität bleibt für sie trotz aller Nachforschungen vorerst im Dunkeln.

Noch während Scarpetta mit dem Todesfall des Jungen beschäftigt ist, wird sie nach Italien gerufen. Die italienischen Carabinieri bitten sie um Hilfe in einem Fall, der die Weltöffentlichkeit erschüttert hat: dem grausamen Mord an dem amerikanischen Tennisstar Drew Martin. Die Spur führt Scarpetta zurück in die USA, wo während ihrer Abwesenheit die so populäre wie dubiose TV-Psychologin Dr. Marilyn Self eine üble Rufmordkampagne gegen die renommierte Gerichtsmedizinerin inszeniert hat. Scarpetta ahnt nicht, dass Dr. Self in E-Mail-Kontakt mit einem Irakkriegsveteranen steht. Er nennt sich Sandman und kündigt übers Internet grausame Verbrechen an. So grausam wie im Fall der jungen Drew Martin, deren leere Augenhöhlen mit Sand gefüllt wurden, bevor der Mörder ihr die Lider mit Sekundenkleber für immer verschloss ...

Weitere Informationen zu Patricia Cornwell
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches

Patricia Cornwell

TOTENBUCH

Ein Kay-Scarpetta-Roman

Aus dem Amerikanischen
von Karin Dufner

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2007
unter dem Titel »Book of the Dead«
im Verlag G.P. Putnam's Sons, New York.

Die deutsche Ausgabe wurde erstmals 2007 verlegt.
Für die vorliegende Edition wurde der Text neu durchgesehen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2014
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright der Originalausgabe © 2007
by Cornwell Enterprises, Inc.

Copyright für die deutschsprachige Ausgabe © 2007
by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Getty Images/Steven Meert; FinePic®, München
mb · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-442-48082-1
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Dieses Buch ist meinem
Verleger Ivan Held gewidmet.

Rom

Wasser plätschert. Eine Wanne aus grauen Mosaikfliesen, tief im Terrakottaboden versenkt.

Langsam rinnt das Wasser aus dem alten Messinghahn; durch ein Fenster dringt Dunkelheit herein. Auf der anderen Seite der schmutzigen Glasscheibe liegen die *piazza*, der Brunnen, die Nacht.

Reglos sitzt sie im Wasser. Das Wasser ist sehr kalt, Eiswürfel schwimmen darin. Inzwischen ist ihr Blick stumpf. Fast alles Leben scheint aus ihren Augen gewichen. Anfangs waren ihre Augen noch wie Hände, die sich ihm entgegenstreckten und ihn um Gnade anflehten. Nun aber haben sie einen schmutzig-trüben Blauton angenommen. Was einst in ihnen gewesen war, ist nahezu verschwunden. Bald wird sie eingeschlafen sein.

»Hier.« Er reicht ihr einen Cognacschwenker aus mundgeblasenem Muranoglas. Wodka.

Ihn faszinieren die Teile ihres Körpers, die noch nie die Sonne gesehen haben. Sie sind bleich wie Kalkstein. Er dreht den Hahn fast ganz zu, aus dem Rinnsal werden einzelne Tropfen, und beobachtet, wie ihr Atem immer schneller geht und ihre Zähne klappern. Ihre hellen Brüste, zart wie weiße Blüten, treiben dicht unter der Wasseroberfläche. Ihre von der Kälte steifen Brustwarzen sind feste, rosige Knospen. Er muss an die Bleistifte mit dem rosafarbenen Radiergummistummel denken, die er als Schüler abgekaut hat. Seinem Vater – und manchmal auch seiner Mutter – erklärte er, er brauche keine Radiergummis, er mache sowieso keine Fehler. Aber in

Wahrheit kaute er nun mal gern drauf herum. Dagegen war er einfach machtlos.

»Du wirst dich an meinen Namen erinnern«, sagt er zu ihr.

»Nein, bestimmt nicht«, erwidert sie. »Ich kann ihn wieder vergessen.« Ihre Zähne klappern.

Er weiß, warum sie das sagt. Wenn sie seinen Namen vergisst, könnte er vielleicht ihr Schicksal neu überdenken wie in einem Schlachtplan, der an eine veränderte Lage angepasst werden muss.

»Wie heiße ich?«, fragt er. »Sag mir meinen Namen.«

»Ich kann mich nicht erinnern.« Sie zittert und schluchzt.

»Sag ihn mir«, herrscht er sie an und betrachtet dabei ihre sonnengebräunten, von Gänsehaut bedeckten Arme mit den blonden aufgestellten Härchen, ihre jungen Brüste und die dunkle Stelle im Wasser zwischen ihren Beinen.

»Will.«

»Und wie weiter?«

»Rambo.«

»Du findest diesen Namen komisch«, sagt er und lässt sich nackt auf dem Toilettensitz nieder.

Sie schüttelt heftig den Kopf.

Lügnerin. Sie hat sich über ihn lustig gemacht, als er ihr seinen Namen sagte, und gelacht, das sei doch ein erfundener Name, ein Name aus einem Film. Nein, sagte er, der Name ist schwedisch. Unsinn, das ist kein schwedischer Name. Doch, es ist ein schwedischer Name. Oder woher soll er denn sonst stammen? Es gibt diesen Namen wirklich. Na klar, so wie Rocky. Sie kicherte. Schau doch im Internet nach, den Namen gibt es wirklich. Es gefiel ihm nicht, sich wegen seines Namens rechtfertigen zu müssen. Das war vor zwei Tagen. Er hat es ihr zwar nicht übel genommen, es sich jedoch gemerkt. Aber er verzeiht ihr. Schließlich leidet sie sehr. Ihr Leid ist geradezu unerträglich.

»Meinen Namen zu kennen ist wie ein Echo«, sagt er.
»Eigentlich spielt er keine Rolle. Er ist nur ein Geräusch, das ausgesprochen wird.«

»Ich würde ihn niemals aussprechen.« Panik.

Ihre Lippen und ihre Nägel sind blau, und sie zittert am ganzen Leib. Sie starrt ihn an. Er fordert sie auf, noch mehr zu trinken. Sie wagt nicht, sich zu weigern. Sie weiß genau, was ihr blüht, wenn sie auch nur im Ansatz Widerstand leistet. Ein kleiner Schrei genügt, das ist ihr klar. Ruhig sitzt er auf der Toilette, die Beine gespreizt, damit sie sieht, wie erregt er ist, und sich davor fürchtet. Inzwischen fleht sie ihn nicht mehr an, doch mit ihr zu machen, was er will, falls das der Grund sein sollte, warum er sie gefangen hält. Sie hat es aufgegeben, denn sie weiß, was geschieht, wenn sie ihn beleidigt, indem sie auch nur andeutet, dass er überhaupt etwas von *ihr* wollen könnte. Und nicht *sie* es will und sich ihm bereitwillig hingibt.

»Du weißt, ich habe dich nur freundlich gebeten«, sagt er.

»Ich weiß nicht.« Ihre Zähne klappern.

»Du weißt es sehr gut. Ich habe dich gebeten, dich bei mir zu bedanken. Mehr verlange ich nicht, und ich war nett zu dir. Ich habe dich ganz freundlich gefragt, aber du wolltest es ja so. Du hast mich dazu gezwungen. Siehst du« – er steht auf und betrachtet seine Nacktheit im Spiegel über dem glatten Waschbecken aus Marmor –, »ich muss es tun, weil du so leidest. Eigentlich will ich das ja gar nicht. Du hast mir wehgetan. Ist dir klar, wie sehr es mich quält, von dir dazu gezwungen zu werden?«, sagt sein nacktes Spiegelbild.

Sie sagt, sie habe verstanden. Ihre Augen irren durch den Raum wie fliegende Glasscherben, als er den Werkzeugkasten öffnet und ihr Blick auf die Teppichcutter, Messer und Sägen fällt. Er nimmt einen kleinen Beutel mit Sand heraus und stellt ihn auf den Waschbeckenrand. Es folgen einige Ampullen mit lavendelfarbenem Klebstoff.

»Ich mache alles, was du willst. Du kannst von mir haben, was du willst.« Jetzt fängt sie schon wieder damit an.

Sie kann es einfach nicht lassen, obwohl er es ihr streng verboten hat.

Als seine Hände ins Wasser tauchen, spürt er die beißende Kälte. Er packt ihre nassen, sonnengebräunten Knöchel, reißt sie hoch und umklammert ihre kalten weißen Füße. Dabei spürt er, wie sich vor Angst ihre Muskeln verkrampfen. Als er sie so ein bisschen länger festhält als beim letzten Mal, sträubt sie sich und rudert wild mit den Armen. Das eisige Wasser spritzt umher. Schließlich lässt er los. Sie hustet, schnappt gierig nach Luft, wimmert leise. Aber sie beschwert sich nicht. Sie hat gelernt, sich nicht zu beschweren – es hat eine Zeitlang gedauert, aber sie hat es gelernt. Das war nur zu ihrem Besten, denn nun ist sie dankbar dafür, ein Opfer zu bringen, das sein Leben – nicht ihres, seines – verändern wird. Wenn auch nicht zum Guten. Aber er hatte ja nie ein gutes Leben. Wird auch nie eines haben. Sie sollte sich über dieses Geschenk freuen.

Er kippt den letzten Rest Eiswürfel aus dem Müllbeutel, den er an der Eismaschine der Hausbar nachgefüllt hat, in die Wanne. Da sieht sie ihn an, und Tränen laufen ihr die Wangen hinunter. Trauer. Am Rande des Abgrunds.

»Drüben haben wir sie an der Decke aufgehängt«, sagt er. »Und sie immer wieder seitlich gegen die Knie getreten. So war es eben üblich, drüben. Wir sind alle rein in das kleine Zimmer, und dann haben wir ihnen gegen die Knie getreten. Das ist extrem schmerzhaft und macht sie natürlich zu Krüppeln. Einige sind auch gestorben. Doch das ist nichts, verglichen mit den anderen Dingen, die ich dort gesehen habe. Ich habe zwar nicht in dem Gefängnis gearbeitet, über das alle reden. Aber so ähnlich ging es praktisch überall zu. Die Leute kapieren nur nicht, dass es gar nicht so dumm war, das alles zu filmen und zu fotografieren. Die einzige Möglichkeit, es musste einfach sein.

Anderenfalls käme es einem so vor, als wäre es nie geschehen. Man muss Fotos machen, damit man es zeigen kann. Wenn nur ein einziger Mensch das Foto sieht, weiß es die Welt.«

Sie wirft einen Blick auf die Kamera, die auf dem Tisch mit der Marmorplatte an der verputzten Wand steht.

»Sie hatten es doch verdient, oder?«, sagt er. »Schließlich haben sie uns gezwungen, anders zu sein, als wir eigentlich sind. Wen trifft also die Schuld? Uns jedenfalls nicht.«

Sie nickt. Sie zittert, und ihre Zähne klappern.

»Ich habe nicht immer mitgemacht«, sagt er. »Ich habe zugeschaut. Anfangs war es nicht leicht, vielleicht sogar eine Quälerei, und außerdem war ich dagegen. Aber die Dinge, die sie uns angetan haben ... Da konnten wir doch gar nicht anders, als uns zu revanchieren. Deshalb haben sie es sich selbst zuzuschreiben. Sie haben uns ja dazu gezwungen. Ich bin sicher, dass du das auch so siehst.«

Sie nickt und weint und zittert.

»Die Minen. Die Entführungen. Die meisten Sachen erfährt man hier gar nicht. Irgendwann gewöhnt man sich daran, so wie du dich an das kalte Wasser gewöhnst. Richtig?«

Sie hat sich nicht daran gewöhnt. Ihr Körper ist nur gefühllos geworden. Über kurz oder lang wird sie erfrieren. Inzwischen pocht ihr der Schädel, und ihr Herz klopft zum Zerspringen. Er reicht ihr den Wodka, und sie trinkt.

»Ich mache jetzt das Fenster auf«, sagt er. »Damit du Berninis Brunnen hörst. Das Geräusch begleitet mich schon mein halbes Leben. Eine wunderschöne Nacht. Schade, dass du die Sterne nicht sehen kannst.« Er öffnet das Fenster und betrachtet die Nacht, die Sterne, den Vier-Ströme-Brunnen und die um diese Zeit menschenleere *piazza*. »Du wirst nicht schreien«, sagt er.

Sie schüttelt den Kopf. Ihre Brust hebt und senkt sich, und sie zittert am ganzen Körper.

»Ich weiß, dass du an deine Freundinnen denkst. Sie denken ganz bestimmt auch an dich. Ein Jammer, dass sie nicht bei dir sind. Nirgendwo eine Spur von ihnen.« Wieder lässt er den Blick über die verlassene *piazza* schweifen und zuckt die Achseln. »Sie sind weg. Schon lange.«

Ihre Nase läuft, und Tränen fließen ihr über die Wangen. Ihr Körper bebt. Ihre Augen sind so anders als früher, und er nimmt ihr übel, dass sie sich so zu ihrem Nachteil verändert hat. Ganz zu Anfang hat er italienisch mit ihr gesprochen, da er sich so in den Fremden verwandeln konnte, der er sein musste. Nun spricht er englisch, denn es spielt keine Rolle mehr. Ihr Blick streift seine Erregung, und er spürt, wie ihr Blick auf sie prallt wie Motten auf eine Lichtquelle. Er fühlt es ganz deutlich. Sie fürchtet sich davor – allerdings nicht so sehr wie vor seinen Werkzeugen, dem Wasser, dem Sand und dem Klebstoff. Sie achtet nicht auf den breiten schwarzen Gürtel, der zusammengerollt auf dem antiken Fliesenboden liegt. Und den sollte sie am allermeisten fürchten.

Er nimmt den Gürtel und erklärt ihr, wehrlose Menschen zu schlagen sei ein angeborener Trieb. *Und warum?* Sie antwortet nicht. *Warum?* Sie starrt ihn verängstigt an. Ihr Blick ist stumpf, aber gleichzeitig panisch, und es ist, als ginge ein Spiegel vor ihm in Scherben. Als er ihr befiehlt aufzustehen, gehorcht sie zitternd. Sie kann sich kaum noch auf den Beinen halten. Sobald sie aufrecht im eiskalten Wasser steht, dreht er den Hahn ganz zu. Ihr geschmeidiger, durchtrainierter Körper erinnert ihn an einen Bogen mit gespannter Sehne. Wassertropfen perlen auf ihrer Haut.

»Dreh dich um«, sagt er. »Keine Sorge, ich schlage dich nicht mit dem Gürtel. So etwas tue ich nicht.«

Leise schwappt das Wasser in der Wanne, während sie ihm den Rücken zukehrt. Jetzt richtet sich ihr Blick auf den rissigen Putz an der Wand und einen geschlossenen Fensterladen.

»Nun knie dich ins Wasser«, sagt er. »Schau auf die Wand. Nicht auf mich.«

Sie kniet sich mit dem Gesicht zur Wand hin. Er nimmt den Gürtel und zieht das Ende durch die Schnalle.

Zehn Tage später. 27. April 2007. Ein Freitagnachmittag.

Zwölf der einflussreichsten Gesetzeshüter und Politiker Italiens, deren Namen sich die forensische Pathologin Kay Scarpetta beim besten Willen nicht merken kann, haben sich im Vorführsaal versammelt. Sie und Benton Wesley, Psychologe mit Fachgebiet Kriminalistik, sind die einzigen Nichtitaliener im Raum und in ihrer Funktion als Berater im Auftrag von International Investigative Response (IIR) hier, einer Unterabteilung des European Network of Forensic Science Institutes (ENFSI). Die italienische Regierung befindet sich in einer ziemlich heiklen Lage.

Vor neun Tagen ist die amerikanische Tennisspielerin Drew Martin während einer Urlaubsreise Opfer eines Mordes geworden. Ihre nackte, verstümmelte Leiche wurde unweit der Piazza Navona in der historischen Altstadt von Rom aufgefunden. Der Fall hat international Wellen geschlagen. Sämtliche Fernsehsender bringen unablässig Berichte über das Leben und den Tod der Sechzehnjährigen, während am unteren Bildschirmrand beharrlich Tickermeldungen vorbeikriechen, die die Aussagen der Nachrichtensprecher und Experten wiederholen.

»Also, Dr. Scarpetta, stellen wir es noch einmal klar, da offenbar in einigen Punkten weiter Verwirrung herrscht. Ihrer Auffassung nach ist der Tod zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr eingetreten«, beginnt Capitano Ottorino Poma, *medico legale* in der *Arma dei Carabinieri*, der Militärpolizei, die die Ermittlungen leitet.

»Das habe nicht *ich* festgestellt«, erwidert Scarpetta mit kaum verhohlener Ungeduld, »sondern *Sie*.«

Trotz der dämmrigen Beleuchtung ist seine unwillige Miene nicht zu übersehen. »Ich bin sicher, dass Sie das gesagt haben, als Sie vor wenigen Minuten über den Mageninhalt und die Blutalkoholwerte des Opfers sprachen. Denn die wiesen Ihrer Ansicht nach darauf hin, dass die Ermordete, wenige Stunden nachdem ihre Freundinnen sie zuletzt gesehen hatten, starb.«

»Ich habe nicht behauptet, dass der Tod zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr eintrat. Mein Eindruck ist eher, dass Sie es sind, der das ständig wiederholt, Capitano Poma.«

Obwohl er noch verhältnismäßig jung ist, genießt er bereits einen gewissen Ruf, wenn auch nicht den allerbesten. Als Scarpetta ihn vor zwei Jahren bei der Jahresversammlung von ENFSI in Den Haag kennengelernt hat, war er bei allen unter dem Spitznamen Designer-Doktor bekannt und galt als ausgesprochen eingebildet und rechthaberisch. Der *dottore* ist ein attraktiver, ja sogar schöner Mann mit einer Schwäche für hübsche Frauen und auffällige Kleidung. Heute trägt er eine mitternachtsblaue Uniform mit breiten roten Litzen und funkelnden Silberknöpfen und dazu blitzblanke Lederstiefel. Am Morgen ist er mit einem rot gefütterten Cape hereingerauscht.

Nun sitzt er direkt vor Scarpetta in der Mitte der ersten Reihe und lässt sie kaum einen Moment aus den Augen. Rechts von ihm hat Benton Wesley Platz genommen, der die meiste Zeit schweigt. Alle Anwesenden tragen 3-D-Brillen, die mit dem Tatort-Analyse-Programm vernetzt sind, eine geniale Erfindung, um die sämtliche Ermittlungsbehörden weltweit die *Unita per l'Analisi del Crimine Violenti* der *Polizia Scientifica Italiana* beneiden.

»Offenbar müssen wir das noch einmal durchgehen, damit Sie meinen Standpunkt verstehen«, sagt Scarpetta zu Capitano Poma, der inzwischen das Kinn in die Hand gestützt hat, als

handle es sich um ein Plauderstündchen bei einem Glas Wein. »Wäre Drew Martin zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr nachmittags ermordet worden, hätte sie beim Auffinden der Leiche gegen acht Uhr dreißig am folgenden Morgen seit mindestens siebzehn Stunden tot sein müssen. Allerdings sprechen *livor mortis*, *rigor mortis* und *algor mortis* – also Totenflecken, Leichenstarre und Körpertemperatur – eine andere Sprache.«

Mit einem Laserpointer weist Scarpetta auf die dreidimensionale Darstellung der schlammigen Baustelle auf der Projektionswand. Es kommt einem vor, als stünde man selbst mitten zwischen herumliegendem Schutt und Baustellenfahrzeugen am Tatort und betrachte Drew Martins entstellte Leiche. Der rote Laserpunkt des Zeigestabs gleitet die linke Schulter, das Gesäß und das Bein des Opfers entlang bis hinunter zum nackten Fuß. Die rechte Gesäßhälfte fehlt, ebenso wie ein Teil ihres rechten Oberschenkels, als wäre die Tote von einem Hai angegriffen worden.

»*Livor mortis* ...«, setzt Scarpetta zum Sprechen an.

»Ich muss mich entschuldigen. Mein Englisch ist nicht so gut wie Ihres. Ich bin nicht sicher, was dieses Wort bedeutet«, unterbricht sie Capitano Poma.

»Ich habe es bereits vorhin benutzt.«

»Auch da habe ich es nicht richtig verstanden.«

Allgemeines Gelächter. Außer der Dolmetscherin ist Scarpetta die einzige Frau im Raum. Während die beiden den Capitano nicht sehr komisch finden, geht es den Männern da offenbar anders. Einzige Ausnahme ist Benton, der den ganzen Tag noch nicht einmal gelächelt hat.

»Kennen Sie das italienische Wort dafür?«, will Capitano Poma von Scarpetta wissen.

»Warum halten wir uns nicht an die Sprache des alten Rom?«, gibt Scarpetta zurück. »Latein. Schließlich stammt der Großteil der medizinischen Fachterminologie aus dem Latei-

nischen.« Ihr Tonfall bleibt zwar höflich, ist aber bestimmt. Denn sie weiß genau, dass Pomas Englischkenntnisse schlagartig nachlassen, wenn es ihm in den Kram passt.

Als er sie durch seine 3-D-Brille anstarrt, fühlt sie sich an Zorro erinnert. »Italienisch bitte«, meint er zu ihr. »Latein war noch nie meine Stärke.«

»Wenn es denn sein muss. Livor heißt auf Italienisch *livido*, also blutunterlaufen. Mortis ist *morte*, also der Tod. *Livor mortis* bezeichnet demzufolge das Auftreten von Blutergüssen nach dem Tod.«

»Es ist sehr hilfreich für mich, wenn Sie italienisch sprechen«, erwidert Poma. »Außerdem können Sie es sehr gut.«

Allerdings hat Scarpetta nicht vor, ihren Vortrag auf Italienisch zu halten, auch wenn sie diese Sprache einigermaßen fließend beherrscht. Fachgespräche führt sie lieber auf Englisch, da es häufig auf Nuancen ankommt. Außerdem fällt ihr die Dolmetscherin ohnehin ständig ins Wort. Die Sprachbarriere, das Kompetenzgezerre, der Zeitdruck und der Umstand, dass Capitano Poma sich ständig in Szene setzen muss, komplizieren die Situation noch zusätzlich, obwohl diese Faktoren nicht das eigentliche Problem darstellen. Die eigentliche Schwierigkeit liegt darin, dass es keine Präzedenzfälle gibt und dass der Täter in keines der üblichen Profile zu passen scheint, was ziemlich verwirrend ist. Nicht einmal den wissenschaftlichen Ergebnissen kann man vertrauen. Es ist, als wollten die Fakten die Ermittler verhöhnen, sodass Scarpetta sich und allen anderen immer wieder vor Augen halten muss, dass Laborwerte niemals die Unwahrheit sagen, ganz gleich, wie fehlerhaft und trügerisch sie dem Betrachter auch erscheinen mögen.

Capitano Poma ficht das freilich nicht an. Aber vielleicht meint er es ja auch nicht so, wenn er Drews Leiche als »unkooperativ« und »störrisch« bezeichnet, als hätten sie einen Beziehungsstreit mit ihr. Allerdings räumt er ein, dass die

körperlichen Veränderungen nach dem Tod nicht mit den Blutalkoholwerten und dem Mageninhalt übereinstimmen. Doch anders als Scarpetta findet er, dass man sich auf Essen und Trinken immer verlassen kann. Offenbar ist das wirklich sein Ernst.

»Die Wahrheit erfahren wir aus dem, was Drew gegessen und getrunken hat«, wiederholt er einen Satz aus seinem leidenschaftlichen Vortrag von heute Morgen.

»Eine der vielen Wahrheiten – das mag durchaus sein«, erwidert Scarpetta, wobei ihre scharfen Worte ihren höflichen Tonfall Lügen strafen. »Allerdings nicht die, die Sie hören wollen, Ihre Wahrheit beruht nämlich auf einer Fehlinterpretation.«

»Ich glaube, das haben wir bereits oft genug durchgesprochen«, wirft Benton von seinem Platz in der ersten Reihe aus ein. »Meiner Ansicht nach hat Dr. Scarpetta sich klar und unmissverständlich ausgedrückt.«

Capitano Poma fixiert Scarpetta durch seine 3-D-Brille. »Tut mir leid, wenn ich Sie langweile, Dr. Wesley, aber wir müssen der Sache auf den Grund gehen. Also haben Sie ein wenig Geduld mit mir. Am 17. April hat Drew eine miserable Lasagne gegessen und dazu vier Gläser von einem schauderhaften Chianti getrunken, und zwar zwischen elf Uhr dreißig und zwölf Uhr dreißig in einer hauptsächlich von Touristen besuchten Trattoria an der Spanischen Treppe. Sie hat bezahlt, das Restaurant verlassen, sich auf der Piazza di Spagna von ihren beiden Freundinnen verabschiedet und verabredet, sich in einer Stunde mit ihnen auf der Piazza Navona zu treffen. Doch dort ist sie nie erschienen. So viel wissen wir. Der Rest bleibt ein Geheimnis.« Durch seine dicke Brille mustert er Scarpetta und dreht sich dann zu der Reihe hinter ihm um. »Und zwar teilweise deshalb, weil unsere geschätzte Kollegin aus den Vereinigten Staaten inzwischen behauptet, sicher zu

sein, dass Drew nicht kurz nach dem Mittagessen am besagten Tag gestorben ist.«

»Das sage ich doch schon die ganze Zeit! Da Sie es offenbar nicht verstehen, erkläre ich es Ihnen gern noch einmal«, antwortet Scarpetta.

»Wir müssen weitermachen«, wendet Benton ein.

Aber das geht nicht, denn Capitano Poma ist in Italien so angesehen und berühmt, dass er praktisch freie Hand hat. Die Presse nennt ihn den Sherlock Holmes von Rom, obwohl er Arzt und nicht Polizist ist. Doch das haben alle, auch der *Commandante Generale* der Carabinieri, der sich lieber schweigend im Hintergrund hält und zuhört, anscheinend vergessen.

»Unter normalen Umständen«, beginnt Scarpetta, »hätte Drew die Mahlzeit einige Stunden nach dem Mittagessen vollständig verdaut gehabt. Außerdem wären bei der toxikologischen Untersuchung sicher keine 2,0 Promille Alkohol im Blut festgestellt worden. Zugegeben, Capitano Poma, Mageninhalt und Blutwerte lassen auf einen Tod kurz nach dem Mittagessen schließen. Allerdings weisen *livor mortis* und *rigor mortis* – wie ich hinzufügen muss, ziemlich eindeutig – darauf hin, dass der Tod etwa zwölf bis fünfzehn Stunden nach dem Mittagessen in der Trattoria eintrat, und diese Untersuchungsergebnisse sind es, auf die wir uns in der Hauptsache stützen sollten.«

»Also sind wir schon wieder beim *livor mortis*«, seufzt er. »Bitte erklären Sie es mir noch einmal, denn Ihre Untersuchungsergebnisse wollen mir einfach nicht in den Kopf. Ich fühle mich wie ein Archäologe, der in irgendwelchen alten Scherben herumwühlt.« Wieder stützt Capitano Poma das Kinn in die Hand.

»Totenflecken, *livor mortis*, postmortale Hypostase – diese Begriffe bezeichnen alle ein und dasselbe Phänomen: Wenn ein Mensch stirbt, kommt sein Blutkreislauf zum Erliegen, sodass

sich das Blut aufgrund der Schwerkraft in den kleineren Blutgefäßen sammelt. Sie müssen es sich vorstellen wie den Niederschlag von Sedimenten in einem untergegangenen Schiff.« Sie spürt, wie Benton sie durch seine 3-D-Brille mustert, und wagt nicht, seinen Blick zu erwidern. Er ist so anders als sonst.

»Bitte fahren Sie fort.« Capitano Poma unterstreicht etwas auf seinem Notizblock, und zwar mehrmals.

»Wenn der Körper nach dem Tod lange genug in derselben Stellung liegen bleibt, senkt sich das Blut dementsprechend – ein postmortales Phänomen, das wir *livor mortis* nennen«, fährt Scarpetta fort. »Nach einer Weile setzt sich der *livor mortis*, sodass sich die betreffende Körperstelle violett verfärbt. Außerdem entsteht ein weißliches Muster dort, wo etwas gegen die Leiche drückt oder sie, zum Beispiel durch enge Kleidung, zusammengepresst wird. Könnten wir bitte das Autopsiefoto sehen?« Sie nimmt die Liste auf dem Pult zur Hand. »Nummer einundzwanzig.«

An der Wand erscheint eine Aufnahme, die Drew bäuchlings auf einem Stahl Tisch im Autopsiesaal der Università Tor Vergata zeigt. Scarpetta lässt den roten Laserpunkt über die durch *livor mortis* verursachten violetten und weißlichen Stellen gleiten. Auf die schrecklichen Wunden, die an dunkelrote Krater erinnern, wird sie später zu sprechen kommen.

»Wenn ich nun bitte das Foto sehen könnte, auf dem sie in den Leichensack gelegt wird«, fährt sie fort.

Wieder erscheint eine dreidimensionale Aufnahme des Fundorts an der Wand. Diesmal jedoch sind Ermittler mit weißen Schutzanzügen, Handschuhen und Schuhhüllen zu sehen, die Drews schlaffe, nackte Leiche in einen mit einem Laken ausgekleideten Leichensack legen, der auf einer Bahre ausgebreitet ist. Ringsherum halten andere Ermittler weitere Laken hoch, um den Gaffern und Paparazzi, die um die Baustelle herumstehen, die Sicht zu versperren.

»Vergleichen Sie dieses Foto mit dem von gerade eben. Als die Leiche etwa acht Stunden nach dem Auffinden obduziert wurde, hatte sich der *livor mortis* fast vollständig gesetzt«, sagt Scarpetta. »Doch schon hier ist er bereits in einem frühen Stadium zu erkennen.« Der rote Punkt gleitet über die rosigen Stellen auf Drews Rücken. »Auch die Leichenstarre befand sich in der Anfangsphase.«

»Können Sie ausschließen, dass die Leichenstarre, vielleicht wegen einer Muskelverkrampfung nach dem Tod, verfrüht eingetreten ist? Womöglich hat sie sich, kurz bevor sie starb, körperlich stark angestrengt und sich zum Beispiel gegen den Täter gewehrt. Dieses Phänomen haben Sie noch gar nicht erwähnt.« Wieder unterstreicht Capitano Poma etwas auf seinem Notizblock.

»Dafür gibt es keinen Grund«, entgegnet Scarpetta und kann sich die Frage kaum verkneifen, welche an den Haaren herbeigezogenen Einwände er wohl noch anführen möchte. »Ganz gleich, ob sie sich nun körperlich angestrengt hat oder nicht, war die Leichenstarre noch nicht vollständig ausgebildet, als man sie fand. Also kommt ein Muskelkrampf nicht in Frage.«

»Es sei denn, die Leichenstarre wäre schon wieder vorbei gewesen.«

»Unmöglich, da sie im Autopsiesaal vollständig eingetreten war. Eine Leichenstarre, die kommt, geht und dann wiederkommt, habe ich noch nie gesehen.«

Die Dolmetscherin muss sich beim Übersetzen ein Grinsen verkneifen, und einige Anwesende lachen.

»Hier erkennen Sie« – Scarpetta zeigt mit dem Pointer auf Drews Leiche, die gerade auf die Bahre gehoben wird –, »dass ihre Muskeln nicht versteift, sondern sogar ziemlich beweglich sind. Als sie gefunden wurde, war sie meiner Schätzung nach erst seit knapp sechs Stunden tot, vielleicht sogar weniger.«

»Wie können Sie als weltbekannte Expertin da so vage sein?«

»Weil wir nicht wissen, wo sie zuvor gewesen ist und welchen Temperaturen oder äußeren Bedingungen sie ausgesetzt war, ehe sie auf der Baustelle abgelegt wurde. Körpertemperatur, Leichenstarre, *livor mortis*, all diese Faktoren können von Fall zu Fall individuell stark variieren.«

»Also halten Sie es aufgrund des Zustands der Leiche für unmöglich, dass die Tote kurz nach dem Mittagessen mit ihren Freundinnen ermordet wurde? Vielleicht, während sie allein zur Piazza Navona ging, um sich mit ihnen zu treffen?«

»Ich glaube nicht, dass es sich so abgespielt hat.«

»Dann muss ich Sie leider noch einmal fragen: Wie erklären Sie sich das unverdaute Essen und die 2,0 Promille Alkohol im Blut? Das weist doch deutlich darauf hin, dass sie kurz nach dem Mittagessen gestorben ist, nicht erst fünfzehn oder sechzehn Stunden später.«

»Es ist möglich, dass sie noch mehr Alkohol konsumiert hat, nachdem sie sich von ihren Freundinnen verabschiedet hatte. Außerdem könnte ihre Verdauung ausgesetzt haben.«

»Was? Wollen Sie etwa andeuten, dass sie womöglich zehn, zwölf oder gar fünfzehn Stunden mit ihrem Mörder verbracht und sogar mit ihm getrunken hat?«

»Vielleicht hat er ihr den Alkohol eingeflößt, um sie betrunken und wehrlos zu machen. Als eine Art Betäubungsmittel.«

»Sie wurde demnach gezwungen, den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch bis in die frühen Morgenstunden Alkohol zu trinken, und hat vor lauter Angst ihr Essen nicht verdaut. Das soll eine plausible Erklärung sein?«

»Es wäre nicht das erste Mal«, erwidert Scarpetta.

Die Baustelle nach Einbruch der Dunkelheit.

Die umliegenden Läden, *pizzeria* und *ristoranti* sind erleuchtet und belebt. Autos und Motorroller stehen am Straßenrand und auf den Gehwegen. Verkehrslärm, Schritte und Stimmen sind zu hören.

Plötzlich erlöschen die Lichter hinter den Fenstern. Es wird still.

Motorengeräusch. Dann kommt ein Auto in Sicht. Ein viertüriger schwarzer Lancia parkt an der Ecke Via di Pasquino und dell'Anima. Die Fahrertür geht auf, und eine computeranimierte Männergestalt steigt aus. Der Mann ist grau gekleidet und hat keine Gesichtszüge. Hände und Gesicht sind ebenfalls grau. Daraus sollen die Anwesenden schließen, dass man dem Mörder bis jetzt weder Alter, Hautfarbe noch irgendwelche körperlichen Merkmale zugeordnet hat. Der Einfachheit halber geht man von einem männlichen Täter aus. Der graue Mann öffnet den Kofferraum und holt eine Leiche heraus. Diese ist in einen blau, rot, golden und grün gemusterten Stoff eingewickelt.

»Das Aussehen des Lakens wurde aus den Seidenfasern rekonstruiert, die an der Leiche und im Morast sichergestellt wurden«, erklärt Capitano Poma.

»Die Fasern wurden überall am Körper gefunden«, ergänzt Benton Wesley. »Auch in den Haaren und an Händen und Füßen. Sehr viele davon klebten in den Wunden des Opfers. Daraus können wir schließen, dass die Tote von Kopf bis Fuß darin eingewickelt war. Also handelt es sich offenbar um ein großes Stück bunter Seide. Ein Bettlaken vielleicht. Oder ein Vorhang ...«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Auf zweierlei. Wir sollten nicht von einem Laken sprechen, weil das eine reine Mutmaßung ist. Außerdem könnte der Täter die Leiche in eine Stoffbahn gewickelt haben, die aus

seiner Wohnung, von seinem Arbeitsplatz oder von dem Ort stammt, wo er sie festgehalten hat.«

»Ja, ja.« Capitano Poma betrachtet weiter den an die Wand projizierten Fundort. »Wir wissen auch, dass die Teppichfasern mit dem Teppich im Kofferraum eines Lancia Thesis, Baujahr 2005, übereinstimmen. Ein solcher Wagen wurde beobachtet, als er sich gegen sechs Uhr morgens vom Fundort entfernte. Die Zeugin, eine Anwohnerin, war aufgestanden, um nach ihrer Katze zu sehen, weil sie ... wie lautet das Wort?«

»Jaulte? Miaute?«, schlägt die Dolmetscherin vor.

»Sie stand auf, weil ihre Katze miaute, schaute dabei zufällig aus dem Fenster und bemerkte eine dunkle Luxuslimousine, die sich in gemächlichem Tempo von der Baustelle entfernte. Der Wagen sei nach rechts in die dell'Anima, eine Einbahnstraße, eingebogen. Bitte fahren Sie fort.«

Die Animation geht weiter. Der graue Mann hebt die bunt eingewickelte Leiche aus dem Kofferraum und trägt sie zu einem nahe gelegenen Steg aus Aluminium, der nur mit einem Seil abgesperrt ist. Der Mann steigt über das Seil und geht mit der Leiche eine Holzbohle hinunter, die zu der Baustelle führt. Nachdem er sie neben der Bohle auf den Boden gelegt hat, kniet er sich hin und wickelt die Tote rasch aus. Es ist Drew Martin, keine Animation, sondern ein dreidimensionales Foto. Man kann sie gut erkennen – ihr aus den Medien bekanntes Gesicht und die grausigen Wunden auf ihrem schlanken, durchtrainierten nackten Körper. Der graue Mann knüllt den bunten Stoff zusammen, kehrt zu seinem Wagen zurück und fährt mit vorschriftsmäßiger Geschwindigkeit davon.

»Wir glauben, dass er sein Opfer getragen, nicht geschleppt hat«, erklärt Capitano Poma. »Denn die Fasern wurden nur auf der Leiche und dem Boden unmittelbar darunter gefunden. Sonst gab es keine. Das ist zwar kein Beweis, deutet aber darauf hin, dass sie nicht mitgeschleift wurde. Wie ich Sie erinnern

darf, wurde der Fundort per Laser kartographiert, sodass die Perspektive, die Sie hier sehen, sowie die Position der vorhandenen Gegenstände und der Leiche genau den tatsächlichen Umständen entsprechen. Selbstverständlich handelt es sich lediglich bei den Menschen und Gegenständen, die – so wie der Täter – nicht auf Video aufgenommen oder fotografiert wurden, um Animationen.«

»Wie schwer war sie?«, fragt der Innenminister aus der letzten Reihe.

Scarpetta erwidert, Drew Martin habe sechzig Kilo gewogen. »Der Täter muss ziemlich kräftig gewesen sein«, fügt sie hinzu.

Die Animation geht weiter. Die Baustelle liegt still im Morgengrauen. Es regnet. Die umliegenden Fenster bleiben dunkel, die Läden sind geschlossen. Kein Straßenverkehr. Dann das Geräusch eines Motorrads, das lauter wird. Auf der Via di Pasquino kommt eine rote Ducati in Sicht. Der Fahrer ist eine Trickfigur mit Regenkluft und Integralhelm. Auf der dell'Anima biegt er rechts ab und bleibt plötzlich stehen. Das Motorrad fällt polternd aufs Pflaster. Der Motor erstickt. Der erschrockene Fahrer steigt über sein Motorrad und geht zögernd über den Steg aus Aluminium. Seine Stiefel klacken auf dem Metall. Die Leiche unter ihm im Morast sieht jetzt besonders grausig aus, weil es sich um ein dreidimensionales Foto handelt, das einen scharfen Kontrast zu der sich ruckartig bewegenden Computeranimation des Motorradfahrers bildet.

»Inzwischen ist es kurz nach halb acht. Wie Sie sehen, ist es bewölkt und regnerisch«, erklärt Capitano Poma. »Bitte spulen Sie zu Professor Fiorani am Tatort vor, das wäre Bild vierzehn. Und nun, Dr. Scarpetta, können Sie sich in Begleitung des Professors, der heute Nachmittag verhindert ist, am Fundort umsehen. Leider wurde er in den Vatikan gerufen. Ein Kardinal ist gestorben.«

Benton starrt an Scarpetta vorbei auf die Leinwand. Ihr krampft sich der Magen zusammen, weil er so unglücklich ist und sie nicht ansehen mag.

Neue Bilder – Videoaufnahmen in 3-D – huschen über die Leinwand. Blaulichter zucken. Streifenwagen und ein dunkelblauer Kleinbus der Spurensicherungsexperten der Carabinieri sind zu sehen. Carabinieri mit Maschinenpistolen im Anschlag sind um die Baustelle gruppiert. Polizisten in Zivil machen sich hinter der Absperrung zu schaffen. Kameraverschlüsse klicken. Auf der Straße stehen Menschen und tuscheln. Der Rotor eines Polizeihubschraubers zerschneidet die Luft. Der Professor – der renommierteste Gerichtsmediziner von Rom – trägt einen mit Schlamm bespritzten weißen Schutzanzug. Eine Nahaufnahme von Drews Leiche aus seiner Perspektive. Durch die stereoskopische Brille wirkt sie so erschreckend real, dass Scarpetta fast glaubt, ihre Haut und die klaffenden Wunden berühren zu können, die mit Morast verschmiert sind und im Regen glänzen. Ihr langes blondes Haar klebt ihr nass im Gesicht. Ihre Augen sind geschlossen, die Augenlider stark nach außen gewölbt.

»Dr. Scarpetta«, sagt Capitano Poma. »Sehen Sie sich die Leiche gut an und sagen Sie uns, was Sie feststellen. Natürlich haben Sie Professor Fionaris Bericht gelesen. Doch nun hatten Sie Gelegenheit, die Leiche in dreidimensionaler Darstellung zu begutachten und den Fundort zu besichtigen. Nun würden wir uns für Ihre Meinung interessieren. Scheuen Sie sich nicht, von Professor Fionaris Ergebnissen abzuweichen.«

Allerdings hält man den guten Professor für unfehlbarer als den Papst, den er vor zwei Jahren einbalsamiert hat.

Der rote Laserpunkt des Pointers bewegt sich. »Die Stellung der Leiche«, sagt Scarpetta. »Auf der rechten Seite, die Hände unter dem Kinn gefaltet und die Beine leicht gebeugt. Diese Haltung ist doch bewusst arrangiert, oder, Dr. Wesley?« Sie

betrachtet Bentons dicke Gläser, sein Blick ist an ihr vorbei auf die Leinwand gerichtet. »Wollen Sie uns etwas darüber sagen?«

»Die Leiche wurde vom Mörder mit einer bestimmten Absicht so hingelegt.«

»So als ob sie bete?«, hakt der Polizeichef nach.

»Welcher Konfession gehörte sie denn an?«, fragt der stellvertretende Direktor der Kriminalpolizei. Aus dem dämmrigen Vorführraum hallen jede Menge weiterer Fragen.

»Römisch-katholisch.«

»Aber soweit ich weiß, war sie nicht fromm.«

»Nicht sehr.«

»Möglicherweise ein religiöses Motiv?«

»Ja, das habe ich mich auch schon gefragt. Von der Baustelle ist es schließlich nicht weit zu Sant'Agnese in Agone.«

»Für diejenigen, die nicht damit vertraut sind«, erklärt Capitano Poma. »Die heilige Agnes war eine Märtyrerin, die im Alter von zwölf Jahren gefoltert wurde, weil sie sich geweigert hat, einen Heiden wie mich zu heiraten.«

Gelächter. Eine kurze Debatte, ob es mit dem Mord eine religiöse Bewandnis hat. Aber Benton verneint.

»Es geht um sexuelle Erniedrigung«, sagt er. »Sie wird nackt zur Schau gestellt, in aller Öffentlichkeit und genau dort, wo sie ihre Freundinnen treffen sollte. Der Mörder wollte, dass sie gefunden wird, und es kam ihm darauf an, Menschen zu schockieren. Das hauptsächliche Motiv ist nicht Religiosität, sondern sexuelle Erregung.«

»Allerdings haben wir keine Hinweise auf Vergewaltigung gefunden«, sagt der Leiter des kriminaltechnischen Labors der Carabinieri. Mit Hilfe der Dolmetscherin erklärt er, der Täter habe weder Samenflüssigkeit noch Blut oder Speichel hinterlassen. Natürlich können diese Spuren auch vom Regen weggespült worden sein. Jedoch wurde DNA von zwei unterschiedlichen Quellen unter ihren Fingernägeln sichergestellt.

Bis jetzt haben sich die Profile, wie er weiter erklärt, jedoch als wenig hilfreich erwiesen, denn die italienische Regierung gestattet es aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht, Verdächtigen einen genetischen Fingerabdruck abzunehmen. In italienische Datenbanken können derzeit die Merkmale lediglich unter Gesichtspunkten eines Falles eingegeben werden, allerdings nicht namentlich sortiert nach Einzelpersonen.

»Also gibt es in Italien keine Ermittlungen auf der Basis von Datenbanken«, fügt Capitano Poma hinzu. »Wir können nur feststellen, dass die unter Drews Fingernägeln festgestellte DNA nicht mit der einer in Italien oder den Vereinigten Staaten ansässigen Person übereinstimmt.«

»Ich nehme an, die DNA-Spuren unter den Fingernägeln des Opfers stammen von weißen Männern europäischer Herkunft«, sagt Benton.

»Ja«, erwidert der Leiter des Labors.

»Dr. Scarpetta«, sagt Capitano Poma. »Bitte fahren Sie fort.«

»Dürfte ich Autopsiefoto Nummer sechsundzwanzig sehen?«, beginnt sie. »Die Rückenansicht während der äußeren Untersuchung mit einer Nahaufnahme der Verletzungen.«

Die Bilder erscheinen auf der Leinwand. Zwei dunkelrote Krater mit schartigen Rändern. Der rote Punkt des Laserpointers gleitet über die schwere Wunde, wo sich die rechte Gesäßhälfte befunden hat. Dann wandert er zu der zweiten fehlenden Körperpartie am rechten Oberschenkel.

»Verursacht durch ein scharfes Schneideinstrument mit einer gezackten Klinge, das die Muskeln durchtrennt hat und bis zum Knochen vorgedrungen ist«, erläutert Scarpetta. »Da keine Reaktionen des Bindegewebes auf die Verletzungen erfolgt sind, ist davon auszugehen, dass es nach dem Tod geschah.«

»Verstümmelung nach dem Tod schließt Folter aus – zumindest was die Schnittverletzungen angeht«, ergänzt Benton.

»Aber welche Erklärung außer Folter gibt es dann?«, fragt Capitano Poma, und die beiden starren einander an wie zwei männliche Alphatiere beim Revierkampf. »Weshalb sollte ein Mensch einem anderen solch sadistische, entstellende Wunden zufügen? Sagen Sie, Dr. Wesley, haben Sie in all Ihren Berufsjahren vielleicht schon ähnliche Fälle erlebt? Schließlich waren Sie früher ein berühmter Profiler beim FBI.«

»Nein«, erwidert Beton barsch, denn er empfindet jegliche Anspielung auf seine Tätigkeit beim FBI als Seitenhieb. »Ich habe Verstümmelungen gesehen. Allerdings niemals solche. Insbesondere wenn man bedenkt, was er mit ihren Augen gemacht hat.«

Der Täter hat die Augäpfel des Opfers entfernt, die Augenhöhlen mit Sand gefüllt und die Lider anschließend zugeklebt.

Scarpetta erläutert das Vorgehen. Wieder läuft Benton ein Schauer den Rücken hinunter. Alles an diesem Fall bestürzt und fasziniert ihn gleichzeitig. Was haben die Symbole zu bedeuten? Augenausstechen ist für ihn nichts Neues. Doch Capitano Pomas Vermutungen sind an den Haaren herbeigezogen.

»Dieser alte griechische Sport, das Pankration, vielleicht haben Sie ja schon davon gehört?«, wendet sich Capitano Poma an die Runde. »Dabei darf man alle Mittel anwenden, um den Gegner schachmatt zu setzen. Damals war es üblich, dem Widersacher die Augen auszustechen oder ihn mit einem Messer oder durch Erwürgen zu töten. Drew wurden die Augen ausgestochen. Und sie wurde erwürgt.«

Der General der Carabinieri wendet sich mit Hilfe der Dolmetscherin an Benton: »Gibt es möglicherweise einen Zusammenhang zum Pankration? Hat der Täter das Opfer vielleicht im Hinblick darauf erdrosselt und ihm die Augen ausgestochen?«

»Das glaube ich nicht«, erwidert Benton. »Beim Pankration war zwar nahezu jede Kampfmethod erlaubt und üblich, nicht aber, den Gegner zu beißen oder ihm die Augen einzudrücken beziehungsweise auszureißen.«

»Welche Erklärung kann es dann geben?«, hakt der General nach. Wie Capitano Poma trägt er eine prächtige Uniform mit noch mehr Silberknöpfen und Tressen an den Manschetten und dem hohen Kragen.

»Ich denke, das Motiv liegt nicht so offensichtlich auf der Hand. Vermutlich sind es persönliche Hintergründe«, sagt Benton.

»Ob er sich von Nachrichtenmeldungen inspirieren lässt?«, erkundigt sich der General. »Folter? Die Todeskommandos im Irak, die Menschen die Zähne ausreißen und ihnen die Augen ausstechen?«

»Ich kann nur betonen, dass die Tat einzig und allein Rückschlüsse auf die Psyche des Mörders zulässt. Mit anderen Worten: Ich glaube nicht, dass er auf ein aktuelles Ereignis oder sonst etwas anspielen will, das für uns nachvollziehbar ist. Die Wunden der Toten vermitteln uns einen Einblick in sein Innenleben«, sagt Benton.

»Alles nur Spekulation«, protestiert Capitano Poma.

»Nein, psychologische Erkenntnisse auf der Basis jahrelanger Arbeit mit Gewaltverbrechern«, widerspricht Benton.

»Aber dennoch nur Ihre Intuition.«

»Seine Intuition ignoriert man nur auf eigenes Risiko«, gibt Benton zurück.

»Könnten wir bitte die Autopsiefotos sehen, die das Opfer während der äußeren Untersuchung von vorn zeigen?«, unterbricht Scarpetta die Streithähne. »Eine Nahaufnahme vom Hals?« Sie wirft einen Blick auf die Liste. »Das wäre Nummer zwanzig.«

Ein dreidimensionales Bild erscheint auf der Leinwand:

Drews Leiche auf einem Autopsietisch aus Edelstahl, Haut und Haare noch feucht vom Waschen.

»Wenn Sie hierher schauen« – Scarpetta deutet mit dem Pointer auf den Hals –, »erkennen Sie ein horizontal verlaufendes Würgemal.« Der rote Punkt wandert weiter die vordere Seite des Halses entlang. Doch ehe Scarpetta fortfahren kann, fällt ihr der Leiter des römischen Fremdenverkehrsamts ins Wort.

»Er hat ihr *danach* die Augen entfernt. *Nach* dem Tod«, sagt er. »Und nicht, als sie noch lebte. Das ist wichtig.«

»Ja«, erwidert Scarpetta. »Berichten zufolge sind Blutergüsse an den Knöcheln und die Würgemale die einzigen Verletzungen, die ihr zu Lebzeiten zugefügt wurden. Die Aufnahme von ihrem obduzierten Hals bitte. Nummer achtunddreißig.«

Kurz darauf ist das verlangte Bild zu sehen. Auf einem Schneidebrett erkennt man den Kehlkopf, Bindegewebe mit Spuren von Blutungen und die Zunge.

»Die Blutergüsse im Bindegewebe und der darunterliegenden Muskulatur sowie das gebrochene Zungenbein weisen deutlich darauf hin, dass sie erdrosselt wurde, während sie noch am Leben war.«

»Was ist mit Petechien?«

»Petechien, die punktförmigen Blutungen auf der Netzhaut, konnten wir nicht feststellen«, entgegnet Scarpetta. »Ihre Augen fehlten schließlich.«

»Was mag er damit gemacht haben? Ist Ihnen so etwas jemals untergekommen?«

»Ich habe Opfer mit ausgestochenen Augen gesehen, aber noch nie einen Täter erlebt, der die Augenhöhlen seines Opfers mit Sand füllt und ihm dann die Lider mit Zyanoacrylat verschließt.«

»Sekundenkleber«, ergänzt Capitano Poma.

»Mich interessiert vor allem der Sand«, fährt Scarpetta fort.

»Er stammt offenbar nicht aus dieser Gegend. Außerdem wurden bei einer Untersuchung unter dem Rasterelektronenmikroskop mit Hilfe der Röntgen-Mikron-Analyse Spuren von Schießpulver gefunden: Blei, Antimon und Barium.«

»Von einem der hiesigen Strände kann der Sand also nicht sein«, folgert Capitano Poma. »Außer, es würde dort herumgeballert, ohne dass wir es wüssten.«

Gelächter.

»Sand aus Ostia würde Basalt enthalten«, fährt Scarpetta fort. »Außerdem andere Komponenten, die auf vulkanische Aktivitäten hinweisen. Ich glaube, Sie haben alle eine Kopie der Spektralanalyse des Sandes an der Leiche sowie einer Probe von einem Strand in Ostia vorliegen.«

Im Raum ist Papiergeraschel zu hören. Kleine Taschenlampen werden eingeschaltet.

»Beide Proben wurden mit Hilfe von Raman-Spektroskopie, und zwar mit einem 0,8-Milliwatt-Infrarotlaser, untersucht. Wie Sie sehen können, weisen der Sand von den Stränden hier in Ostia und der in Drew Martins Augenhöhlen aufgefundene völlig unterschiedliche Spektralmerkmale auf. Im Rasterelektronenmikroskop sehen wir die Morphologie des Sandes, während die elektronische Abbildung die Schießpulverspuren zeigt, von denen hier die Rede ist.«

»Ostias Strände sind bei Touristen sehr beliebt«, merkt Capitano Poma an. »Allerdings nicht so sehr um diese Jahreszeit. Einheimische und Touristen warten meistens, bis es wärmer ist. Bis Ende Mai oder sogar bis Juni. Man trifft dort vor allem Römer, weil es mit dem Auto nur dreißig Minuten sind. Für mich ist das nichts«, fügt er hinzu, als würde sich jemand für seine persönliche Meinung über die Strände von Ostia interessieren. »Ich mag den schwarzen Sand nicht und würde niemals dort ins Wasser gehen.«

»Ich finde, dass die Herkunft dieses geheimnisvollen Sandes

uns zu denken geben sollte«, sagt Benton. Inzwischen ist es später Nachmittag, und die Anwesenden werden allmählich unruhig. »Warum eigentlich Sand? Offenbar hat der Sand – insbesondere dieser Sand – für den Täter eine ganz bestimmte Bedeutung. Er könnte uns einen Hinweis darauf geben, wo Drew ermordet wurde oder wo der Täter sich häufig aufhält.«

»Ja, schon gut«, erwidert Capitano Poma lapidar. »Die Sache mit den Augen und die schrecklichen Wunden sind für den Täter sicherlich auch ein Symbol. Zum Glück ist es uns gelungen zu verhindern, dass diese Einzelheiten in den Medien bekannt werden. Die Öffentlichkeit weiß nichts davon. Falls es also zu einer ähnlichen Tat kommt, steht fest, dass wir es nicht mit einem Trittbrettfahrer zu tun haben.«

Sie sitzen zu dritt bei Kerzenschein im *Tullio*, einer beliebten Trattoria mit Sandsteinfassade unweit der Theater, nur einen Katzensprung entfernt von der Spanischen Treppe.

Die Tische sind mit hellgelben Tüchern gedeckt. An der mit dunklem Holz vertäfelten Wand hinter ihnen befinden sich Weinregale. Aquarelle, die ländliche italienische Szenen darstellen, schmücken die Wände. Bis auf einen Tisch mit betrunkenen Amerikanern ist es ruhig im Lokal. Doch die sind voll und ganz mit sich selbst beschäftigt. Dasselbe gilt für den Kellner, der eine beigefarbene Jacke und eine schwarze Krawatte trägt. Keiner der Anwesenden interessiert sich für das, was Benton, Scarpetta und Capitano Poma gerade erörtern. Und wenn doch jemand in Hörweite kommt, wechseln sie rasch das Thema, reden über Belangloses und lassen Fotos und Berichte blitzschnell in ihren Mappen verschwinden.

Scarpetta trinkt einen Schluck von ihrem 1996er Biondi Santi Brunello, der sehr teuer, allerdings nicht der Wein ihrer Wahl ist, wenn man sie – wie es eigentlich üblich ist – gefragt hätte. Ohne den Blick von dem Foto neben ihrem Teller abzuwenden, stellt sie ihr Glas ab. Als Vorspeise isst sie Melone mit Parmaschinken. Danach hat sie gegrillten Barsch und Bohnen in Olivenöl bestellt. Vielleicht wird sie sich zum Nachtisch Himbeeren gönnen, falls Bentons immer schlechter werdendes Benehmen ihr nicht endgültig den Appetit verdirbt. Das kann durchaus noch passieren.

»Auch wenn ich die Dinge vielleicht ein wenig zu sehr vereinfache«, sagt sie leise, »werde ich das Gefühl nicht los, dass

wir etwas Wichtiges übersehen haben.« Mit dem Zeigefinger klopft sie auf ein Fundortfoto im Fall Drew Martin.

»Also stört es Sie jetzt plötzlich nicht mehr, ein Thema wieder und wieder durchzukauen?« Inzwischen lässt Capitano Poma keinen Zweifel mehr daran, dass er ihr den Hof macht. »Sehen Sie? Gutes Essen und Wein. Das hilft dem Verstand auf die Sprünge.« Er tippt sich an die Stirn, so wie Scarpetta gerade eben auf das Foto.

Mit nachdenklicher Miene fabuliert sie ins Blaue hinein: »Da ist etwas, das uns und allen anderen einfach nicht aufgefallen ist«, beharrt sie. »Häufig sieht man ja, wie es so schön heißt, den Wald vor lauter Bäumen nicht. Was ist es? Was will sie uns sagen?«

»Gut. Also machen wir nochmal die Augen auf«, beginnt Benton. Nur selten hat Scarpetta ihn in so feindseliger und abweisender Stimmung erlebt. Er macht kein Hehl aus seiner Verachtung für Capitano Poma, der nun einen eleganten Nadelstreifenanzug trägt. Die goldenen Manschettenknöpfe, versehen mit dem Emblem der Carabinieri, funkeln im Kerzenlicht.

»Ja, wir wollen jeden Zentimeter ihrer nackten Haut betrachten, wie sie war, bevor die Experten sich über sie hergemacht haben. Ganz unberührt. Genau so, wie der Täter sie liegen gelassen hat«, sagt Capitano Poma und blickt dabei Scarpetta an. »Denn das erzählt uns seine Geschichte, oder? Ach, und ehe ich es vergesse. Heute ist unser letzter Abend in Rom. Zumindest bis auf weiteres. Lassen Sie uns darauf anstoßen.«

Es wirkt unpassend, die Gläser zu erheben, während die nackte Leiche der jungen Frau auf den Fotos gewissermaßen dabei zusieht.

»Außerdem gebührt ein Toast dem FBI«, fährt Capitano Poma fort. »Das offenbar wild entschlossen ist, aus diesem

Mordfall einen Terrorakt zu machen. Das beste weiche Ziel von allen: ein amerikanischer Tennisstar.«

»Es ist Zeitverschwendung, auch nur ein Wort darüber zu verlieren«, erwidert Benton und greift nach seinem Glas, allerdings nicht um anzustoßen, sondern um zu trinken.

»Dann sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen diese ständigen Andeutungen lassen«, erwidert Capitano Poma. »Da wir jetzt allein sind, werde ich kein Blatt vor den Mund nehmen. Ihre Regierung verbreitet hinter den Kulissen derartige Gräuelmärchen, die wir vorhin einzig und allein deshalb nicht erörtert haben, weil wir Italiener nicht an diesen Unsinn glauben. Terroristen? Wie kann das FBI nur so ein dummes Zeug reden?«

»Sie sitzen hier nicht mit dem FBI am Tisch, sondern mit uns. Ich habe Ihre Anspielungen allmählich satt«, entgegnet Benton.

»Aber Sie haben doch den Großteil Ihrer beruflichen Laufbahn beim FBI verbracht. Bis Sie verschwunden sind und sich – aus irgendeinem Grund – tot gestellt haben.«

»Falls wir es hier mit einem Terrorakt zu tun hätten, wäre inzwischen ein Bekennerschreiben eingegangen«, antwortet Benton. »Außerdem wäre es mir lieber, wenn Sie das FBI oder meine Vergangenheit nicht mehr erwähnen würden.«

»Der einzige Grund ist die unersättliche Sensationsgier Ihres Landes, das es wohl einfach nicht lassen kann, Panikstimmung zu verbreiten und sich zur Weltmacht aufzuschwingen.« Capitano Poma füllt die Weingläser nach. »Ihr FBI befragt Zeugen hier in Rom und tritt Interpol auf den Schlips, obwohl es eigentlich mit dessen Vertretern vor Ort zusammenarbeiten sollte. Zu allem Überfluss hat man jetzt noch alle möglichen Schwachköpfe aus Washington eingeflogen, die keine blasse Ahnung von Italien haben, geschweige denn, dass sie einen derart komplizierten Mordfall ...«

»Inzwischen sollten Sie gelernt haben, Capitano Poma,

dass politische Grabenkämpfe und Kompetenzgerangel in der Natur des Menschen liegen.«

»Warum nennen Sie mich nicht Otto, so wie alle meine Freunde?« Als er näher an Scarpetta heranrutscht, steigt ihr der Geruch seines Rasierwassers in die Nase. Er schiebt die Kerze beiseite, wirft einen angewiderten Blick auf den Tisch mit den schlecht erzogenen betrunkenen Amerikanern und sagt: »Sie wissen doch, dass wir uns wirklich Mühe geben, Sie zu mögen.«

»Das können Sie sich sparen. Sie sind nämlich der Einzige«, meint Benton.

»Ich werde nie verstehen, warum Amerikaner so laut sein müssen.«

»Weil wir einander nicht zuhören«, antwortet Scarpetta. »Deshalb haben wir ja auch George Bush.«

Capitano Poma nimmt das Foto, das neben ihrem Teller liegt, und betrachtet es, als wäre es ihm völlig neu. »Ich sehe mir an, was ich vor Augen habe«, meint er. »Und mehr kann ich beim besten Willen nicht erkennen.«

Mit versteinerner Miene beobachtet Benton, wie die beiden so dicht beisammen dasitzen.

»Besser, man geht gar nicht erst davon aus, dass es etwas Augenscheinliches gibt. Das ist nur ein Wort«, sagt Scarpetta und holt weitere Fotos aus einem Umschlag. »Es hängt einzig und allein von der persönlichen Wahrnehmung ab. Und meine unterscheidet sich vermutlich von Ihrer.«

»Ich denke, das haben Sie bereits heute Nachmittag klar unter Beweis gestellt«, erwidert Poma, während Benton ihn weiter anstarrt.

Scarpetta wirft Benton einen vielsagenden Blick zu, der ihm mitteilen soll, dass ihr sein Verhalten nicht entgangen ist und dass er keinen Grund zur Eifersucht hat. Schließlich hat sie nichts getan, um Poma zu ermutigen.

»Also, was sehe ich? Tja, warum fangen wir dann nicht bei ihren Zehen an?« Benton hat seinen Büffelmozzarella kaum angerührt und ist schon beim dritten Glas Wein.

»Eigentlich eine gute Idee.« Scarpetta mustert die Fotos von Drew, bis ihr Blick auf einer Nahaufnahme ihrer nackten Zehen hängen bleibt. »Ordentlich manikürt. Nägel frisch lackiert. Kurz vor ihrer Abreise aus New York war sie bei der Fußpflegerin«, wiederholt sie die bisher vorliegenden Erkenntnisse.

»Spielt das eine Rolle?« Beim Betrachten der Fotos rückt der Capitano so nah an Scarpetta heran, dass sein Arm ihren berührt. Sie spürt seine Hitze, und sein Geruch steigt ihr in die Nase. »Ich glaube nicht. Meiner Ansicht nach ist wichtiger, was sie anhatte: schwarze Jeans, weiße Seidenbluse, schwarze Lederjacke mit schwarzem Seidenfutter, Höschen und BH ebenfalls schwarz.« Er hält inne. »Seltsamerweise wurden an ihrem Körper keine Fasern von diesen Kleidungsstücken gefunden. Nur von dem Laken.«

»Wir wissen nicht, ob es ein Laken war«, verbessert Benton ihn in scharfem Ton.

»Außerdem fehlt von ihren Kleidern, der Uhr, den Lederarmbändern und den Ohrringen jede Spur«, fährt Poma, an Scarpetta gewandt, fort. »Also hat der Täter sie mitgenommen. Aber warum? Als Souvenirs vielleicht? Doch da Sie die Pediküre so wichtig finden, lassen Sie uns darüber reden. Gleich nach ihrer Ankunft in New York war Drew in einem Schönheitssalon am Central Park South. Das geht aus ihrer Kreditkartenrechnung hervor – genauer gesagt war es die Kreditkarte ihres Vaters. Soweit ich informiert bin, war er sehr großzügig zu ihr.«

»Ich denke, es ist allgemein bekannt, dass sie verwöhnt war«, wendet Benton ein.

»Meiner Ansicht nach sollten wir mit solchen Ausdrücken

vorsichtig sein«, erwidert Scarpetta. »Sie hat ihr Geld ehrlich verdient, sechs Stunden täglich trainiert und sich wirklich ins Zeug gelegt. Schließlich hatte sie gerade den Family Circle Cup gewonnen, und man rechnete ihr gute Siegeschancen im nächsten Turnier aus.«

»Der Family Circle Cup wird doch dort ausgetragen, wo Sie wohnen«, sagt Capitano Poma zu ihr. »In Charleston, South Carolina. Seltsam, finden Sie nicht? Noch am selben Abend ist sie nach New York geflogen. Und von dort aus hierher. Und dann das.« Er deutet auf die Fotos.

»Ich wollte damit nur sagen, dass man sich mit Geld keine Turniersiege kaufen kann und dass verwöhnte Menschen normalerweise nicht so hart arbeiten wie Drew«, fügt Scarpetta hinzu.

»Der Vater hat sie mit materiellen Dingen überhäuft, aber keine Lust gehabt, sich um sie zu kümmern«, beharrt Benton. »Dasselbe gilt für die Mutter.«

»Ja, ja«, stimmt Poma zu. »Was sind das nur für Eltern, die einer Sechzehnjährigen erlauben, mit zwei achtzehnjährigen Freundinnen ins Ausland zu reisen? Insbesondere, da das junge Mädchen in letzter Zeit recht launisch war und an Stimmungsschwankungen litt.«

»Wenn ein Kind bockt, ist es oft leichter, nachzugeben und sich die Debatten zu sparen«, sagt Scarpetta und muss dabei an ihre Nichte Lucy denken. Mein Gott, wie sie sich in Lucys Kindheit und Teenagerzeit gestritten haben! »Was ist mit ihrem Trainer? Wissen wir etwas über diese Beziehung?«

»Er heißt Gianni Lupano. Ich habe mit ihm gesprochen. Er war über ihre Reise hierher informiert, aber gar nicht glücklich darüber, da in den nächsten Monaten einige wichtige Turniere – wie zum Beispiel Wimbledon – anstanden. Außerdem war er nicht sehr auskunftsbereit und anscheinend über sie verärgert.«

»Und dann wären da noch die Italian Open hier in Rom im nächsten Monat«, ergänzt Scarpetta und findet es eigenartig, dass Poma dieses Turnier nicht erwähnt hat.

»Natürlich. Also hätte sie trainieren und sich nicht mit Freundinnen herumtreiben sollen. Allerdings interessiere ich mich nicht für Tennis.«

»Wo war Lupano zum Zeitpunkt des Mordes?«, erkundigt sich Scarpetta.

»In New York. Wir haben in dem Hotel angerufen, das er angegeben hat. Er war zum fraglichen Zeitpunkt tatsächlich dort registriert. Bei unserem Gespräch meinte er, Drew sei in letzter Zeit launisch gewesen. Einen Tag himmelhoch jauchzend, am nächsten zu Tode betrübt. Sehr stur, schwierig und unberechenbar. Ihre Zusammenarbeit hätte auf der Kippe gestanden, denn er hätte keine Lust mehr gehabt, länger den Blitzableiter zu spielen.«

»Mich würde interessieren, ob in ihrer Familie schon öfter krankhafte Stimmungsschwankungen vorgekommen sind«, sagt Benton. »Vermutlich haben Sie danach nicht gefragt.«

»Nein. Ich muss mich für meine mangelnde Geistesgegenwart entschuldigen.«

»Es wäre ausgesprochen hilfreich zu wissen, ob sie vielleicht eine psychiatrische Krankengeschichte hatte, die ihre Familie verschweigt.«

»Dass sie an einer Essstörung litt, ist allgemein bekannt«, sagt Scarpetta. »Sie hat offen darüber gesprochen.«

»Ihre Eltern haben wirklich keine psychiatrische Erkrankung erwähnt?«, setzt Benton dem Capitano weiter zu.

»Nur eben das übliche Auf und Ab. Typisch Teenager eben.«

»Haben Sie Kinder?« Benton greift nach seinem Glas.

»Nicht dass ich wüsste.«

»Ein Auslöser«, meint Scarpetta. »Mit Drew stimmte etwas